

Feature I

Riverrun

Autobiographische Erzählungen von
Akutagawa Ryūnosuke und Tanizaki Jun'ichirō

Mit einem Kommentar von Charles De Wolf
Übersetzt aus dem Englischen und Japanischen von Eike Exner

*Udir mi parve un mormorar di fiume
che scende chiaro giù di pietra in pietra
mostrando l'ubertà del suo cacume.*

Die göttliche Komödie, Das Paradies XX 19-21(Dante)

Gegen Anfang seiner posthum erschienenen, in der dritten Person verfassten autobiographischen Erzählung „Das Leben eines Narren“ (或る阿呆の一生, *Aru Ahō no Isshō*) beschreibt Akutagawa Ryūnosuke (1892-1927) mit einer eindeutigen Mischung aus Selbstironie, Neid und Staunen ein Treffen in einem Tokyoter Café mit Tanizaki Jun'ichirō (1886-1965):

Er saß mit einem älteren Kommilitonen in einem Café und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Er sprach kaum. Doch er lauschte eifrig den Worten seines Kommilitonen.

„Ich hab heute den halben Tag im Taxi verbracht.“

„Hattest du etwas zu erledigen?“

Sein Kommilitone, das Kinn aufgestützt, antwortete äußerst beiläufig:

„Nee, ich wollte einfach die Fahrt genießen.“

Diese Worte entließen ihn in eine fremde Welt – die Welt des Selbst, den Göttern so nahe. Er fühlte eine Art Schmerz. Doch zugleich verspürte er Freude.

Für jene, die mit dem Werk beider Autoren vertraut sind, scheint solch eine Szene nur zu gut die Unterschiede zwischen dem melancholischen Akutagawa, der sein Leben mit 35 beendete, als Japan stetig von der „Taishō Demokratie“ in

den Militarismus abglitt, und dem Lebemann Tanizaki, der, zum Zeitpunkt seines Todes an die 80, miterlebte, wie sein Land sich entschieden von Krieg und Zerstörung zum materiellen Wohlstand wandte. Sofern die Texte beider von Ironie gekennzeichnet sind, so sind diejenigen Akutagawas geschmückt mit Melancholie und einer nahezu puritanischen Ernsthaftigkeit. Im Gegenzug ist das Wort, welches beim Versuch, die Stimmung in Tanizakis Werk zu beschreiben, in den Sinn kommt „wry“¹, mit Betonung auf seiner etymologischen Bedeutung: verdreht, pervers.

Tanizaki und Akutagawa wurden in benachbarten Gegenden Tokyos geboren, Tanizaki in Nihonbashi, wo sein Vater einen Druckereibetrieb besaß, und Akutagawa in der Tsukiji-Siedlung, wo sein Vater eine Molkerei leitete. Bereits in der Kindheit zeigten beide außergewöhnliches intellektuelles und literarisches Talent und immatrikulierten sich später an der Kaiserlichen Universität Tokyo, obwohl Tanizaki gezwungen war, diese aus finanziellen und persönlichen Gründen wieder zu verlassen. Aufgrund der psychischen Krankheit seiner Mutter wurde Akutagawa von der Familie ihres Bruders adoptiert, verbrachte jedoch eine, wie es scheint, einsame Kindheit, von seinen Klassenkameraden gehänselt, trotz seiner hervorragenden schulischen Leistungen. 1916 beendete er seine Universitätslaufbahn mit einer Abschlussarbeit über William Morris. Wie Tanizaki fühlte er sich sowohl zur traditionellen Lehre, eingeschlossen klassischem Chinesisch, als auch zu westlicher Kultur – und dem Englischen – hingezogen. Als Kinder von in der Edo-Zeit geborenen Eltern teilten beide ein ähnlich zwiespältiges Verhältnis zum großen Wandel, der mit der Meiji-Zeit verbunden war.

In ihrer Einstellung zur Literatur waren beide Gegner des Naturalismus, aber während Tanizaki dem *shi-shōsetsu* oder Ich-Roman gegenüber skeptisch blieb, verlegte sich Akutagawa gegen Ende seines Lebens auf zutiefst autobiographische Kurzgeschichten. In einer bekannten Debatte mit Tanizaki plädierte er für Lyrik vor Struktur.

Beide Autoren griffen auf klassische japanische Literatur zurück, wie Tanizaki, der während der finsternen militaristischen Jahre, als seine eigenen Werke als unmoralisch angegriffen wurden, Trost und Zuflucht in der Übersetzung des *Genji-Monogatari* (Die Geschichte des Prinzen Genji) fand. Viele von Akutagawas ersten Geschichten waren Adaptionen der Volksmärchen, die er als Kind geliebt hatte, entnommen vor allem aus den *Konjaku Monogatari* (Geschichten aus längst vergangener Zeit). Außerdem waren beide versunken in und beeinflusst von westlicher Literatur. So ist zum Beispiel ihre Beschäftigung

¹ De Wolf spielt hier mit der doppelten Bedeutung des englischen Wortes *wry*, welches zugleich „ironisch, komisch“, aber eben auch „verdreht, pervers“ heißen kann; Anm. d. Übers.

mit dem Makaberen klar sichtbar in ihrer gemeinsamen Faszination für Edgar Allan Poe.

Trotz aller Gelehrtheit und intellektuellen Neugierde sind weder Tanizaki noch Akutagawa viel in der Welt herumgekommen. Tanizaki unternahm zwei Reisen nach Übersee: einmal 1918 nach Korea und China und erneut nach China 1926. 1921 reiste Akutagawa als Schriftsteller-Journalist für die Ōsaka Mainichi Shinbun für vier Monate nach China, zum erheblichen Schaden seiner Gesundheit. Er war dazu offenbar teilweise durch sein Verlangen veranlasst worden, den Fängen von Hide Shigeiko zu entkommen, einer verheirateten Frau und Dichterin, mit der er ein kurzes, aber verhängnisvolles Verhältnis hatte. Von Tanizaki hingegen wird gesagt, dass er hauptsächlich zum Zwecke „sinnlichen Vergnügens“ nach China gegangen sei.²

Von den folgenden Erzählungen, wiedergegeben in der Reihenfolge ihrer Veröffentlichung, ist die erste, obwohl geschrieben als der Autor noch Student war, spürbar von Akutagawa, vor allem in den vielen Anspielungen und Verweisen auf ferne Orte, die der junge Autor nie besucht hatte (und dies auch nie tun würde). Tanizakis Geschichte hingegen mag dem Leser als merkwürdig untypisch erscheinen; So fehlen der schwarze Humor und die (un)erwarteten Wendungen, welche man zum Beispiel in seiner bissig zynischen Kurzgeschichte *Chiisana Ōkoku* (Das kleine Königreich³) findet, welche im gleichen Jahr erschien, in dem er den Vagabunden der zweiten hier wiedergegebenen Geschichte sah (oder sich einbildete). Die einzigen Überraschungen hier mögen die wehmütig romantische Beschreibung und das abrupte Ende sein.

Sowohl *Ōkawa no Mizu* als auch *Hyōhakusha no Omokage* weisen mehr als einen Hauch auf von dem, was bestenfalls ein kurioser Exotizismus ist, eine Erinnerung daran, dass nicht nur Völker des Okzidents des „Orientalismus“, im breitesten Sinne des Wortes, fähig sind. Obwohl Tanizaki im Vagabunden mit seinen schäbigen Kleidern und tabakloser Pfeife gefallenen Adel sieht, lässt sich vermuten, dass dieses Gefühl womöglich nicht vollständig von den Mitbürgern des Mannes geschätzt wird, insbesondere wenn dieses als Metapher für ihr Land und ihre Kultur im Allgemeinen angesehen wird. Ähnlich müssen wir moderne Leser uns sicherlich winden, wenn wir auf einen Vergleich des jungen Akutagawa treffen, wie unschuldig er auch gemeint sein mag:

„Vor allem wenn der Fluss still die an rotbraunem Lehm reiche Kantō-Ebene passiert und durch die große Metropole der „östlichen Hauptstadt“ Tokyo zieht,

² Keene, Donald. *Dawn to the West: Japanese literature of the modern era*. Holt, Rinehart, and Winston: New York 1984, p. 744.

³ Übersetzt ins Englische von Paul McCarthy in *A Cat, a Man, and two Women*, Kodansha International, Tokyo, 1991.

nimmt das schlammige, faltige Wasser, störrisch und schimpfend wie ein greiser Jude, eine zutiefst ruhige Farbe an, voller Schwermut und sanfter Berührung.“⁴

Ich habe die gelungene französische Übersetzung von *Ōkawa no Mizu* von Edwige de Chavanes gelesen („L'eau du Fleuve“ in *La vie d'un idiot et autres nouvelles*, Gallimard, Mayenne, 1987). Laut dem *Akutagawa Ryūnosuke Shinjiten* ([Neues Akutagawa Wörterbuch], Kanrin-shobō, 2003) existieren außerdem chinesische und russische Übersetzungen, veröffentlicht jeweils 1981 und 1998. Dies ist, soweit ich weiß, die erste erschienene englische Übersetzung.⁵

Dies ist außerdem, erneut soweit ich weiß, die erste Übersetzung ins Englische von *Hyōhakusha no Omokage*.⁶ Ich bin Chūōkōron-Shinsha, Inc., Tokyo, dankbar für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung. Ich bedanke mich weiterhin bei den Bibliotheken der University of Texas für die Karte „T'ien-chin – The Settlements 1912“ (Leider ist die angegebene Link-Adresse nicht mehr aktiv, weswegen die Karten hier nicht gezeigt werden können. Anm. der Redaktion) und für den Abschnitt, den ich aus „The Plan of Tientsin“ (1935) (http://www.lib.utexas.edu/maps/ams/china_city_plans/txu-oclc-6567184.jpg) entnommen habe. Zuletzt möchte ich erneut Frau Masako Nakamura mit ihrem außergewöhnlichen Wissen, ihren Fähigkeiten und ihrer Geduld meinen herzlichsten Dank aussprechen.

Anmerkungen zu „Das Wasser des Großen Flusses“

Akutagawa war gerade einmal zwanzig, als er *Ōkawa no Mizu* („Das Wasser des Großen Flusses“) schrieb; erschienen zwei Jahre später in *Kokoro no Hana* [Blumen des Herzens] (April 1914), einer 1898 gegründeten literarischen Monatsschrift. Mit seiner Vielzahl an geographischen, historischen, und kulturellen Verweisen mag das Loblied des Autors auf seinen Heimatfluss auf den ersten Blick mehr den leidenschaftlich Japan-Begeisterten als den allgemeinen Literatur-Leser zu interessieren scheinen. Doch jenseits solcher Einzelheiten, mit denen viele Japaner des frühen 21. Jahrhunderts ähnlich

⁴ Akutagawa, der mit einer Bibel auf dem Nachttisch starb, hatte ein stetes – wenn auch entschieden zwiespältiges – Interesse am Christentum und, in Folge, dessen Vorgängerreligion. In der *Shinchō* Ausgabe vom Juni 1917 veröffentlichte er einen Essay genannt *Samayoheru Yudayajin* [The Wandering Jew]), eine Meditation über die mittelalterliche Legende, mit dem Hauptaugenmerk auf der Frage nach Sünde und Sühne, ein Motiv, welches sich durch den Großteil seines übrigen Werkes zieht. Dennoch bezog Akutagawa sein persönliches Wissen über Juden und das Judentum aus der Literatur. An der Kaiserlichen Universität Tokyo wurde er durch seinen Lehrer, den Linguisten John Lawrence (1850-1916) mit Shakespeare vertraut und mag so auch den *Kaufmann von Venedig* gekannt haben, uraufgeführt in Japan 1906.

⁵ Die hier vorliegende deutsche Übersetzung ist direkt aus dem Japanischen übersetzt; Anm. d. Übers.

⁶ Ditto; Anm. d. Übers.

unvertraut sein werden wie ihre englischsprachigen Zeitgenossen, hat Akutagawas jugendliche Lyrik etwas universell Fesselndes. Trotzdem die „Geschichte“ als streng autobiographische Skizze mit starken Spuren der Persönlichkeit des Autors und gekennzeichnet von einer schon bald vertrauten Mélange aus Nostalgie und Melancholie erscheinen mag, so ist sie dennoch recht bewusst eher ein Werk introspektiver literarischer Kunst als eines natürlicher Beschreibung. Der Autor bezieht sich zum Beispiel nicht nur auf Hugo von Hofmannsthals „Erlebnis“; er spiegelt es bewusst sowohl in Stimmung als auch in Symbolik. Wie Edwige de Chavanes in der Einführung zu ihrer eigenen Übersetzung dieser Geschichte vermerkt, macht sich Akutagawa die Symbolik Kitahara Hakushū (1885-1942) zu eigen, eines Einwohners Fukuokas, der in *Waga Oitachi* ([Meine frühen Jahre], 1911) seine Kindheit in Yanagawa, einer „Wasserstadt“ (水郷) beschreibt.

Es gibt zahlreiche Hinweise darauf, dass der Autor und sein Erzähler nicht ein und dieselbe Person sind. Zum einen ist Akutagawa selbst nicht an den Ufern des Großen Flusses geboren, sondern, wie oben bereits erwähnt, in der Tsukiji-Siedlung. Zu der Zeit, als er die Geschichte schrieb, lebte er, wie sein Erzähler, im Westen Tokyos, aber in einem Wohnheim für Schüler der „Ersten Höheren Schule“, und obwohl er seine Wochenenden zu Hause verbrachte, so war dies nun in Shinjuku, wohin seine Stiefeltern umgezogen waren.

Der „Große Fluss“ – auch bekannt als der Asakusagawa (Asakusafluss) – bezieht sich auf den unteren Lauf des Sumidagawa, welcher seinen Ursprung als Zweig des Arakawa an der nördlichen Grenze Tokyos hat und zuerst südöstlich fließt, dann südlich, und letztendlich in die Bucht mündet. Akutagawa wuchs in Mukōjima auf, heute Teil des Bezirks Sumida, auf der Ostbank des Flusses, etwas nördlich von Ryōkoku, berühmt seit der Edo-Zeit aufgrund des sommerlichen Feuerwerks sowie als Sitz des Sumostadions der Hauptstadt, zuerst gebaut 1909. Dort war außerdem die alte Provinzgrenze zwischen Musashi und Shimōsa gewesen, welche 250 Jahre zuvor durch die Ryōgokubashi (wörtl.: Zweiprovinz-Brücke) verbunden waren. Zu Akutagawas Zeit war Mukōjima jedoch bereits ein Bezirk Tokyos, der Östlichen Hauptstadt, während Shimōsa zur nördlichen Chiba-Präfektur geworden war, mit der Grenze zwei Flüsse weiter im Osten. Jedenfalls hätte Akutagawa sich als wahrer Sohn Edos, als ein Edokko und eher als Teil der Kultur der „niedereren Stadt“ (*shitamachi*) verstanden, im Gegensatz zu dem, was später, besonders nach dem Großen Erdbeben 1923, zur vorherrschenden „hohen Stadt“ (*Yamanote*) auf den westlichen Hügeln werden sollte.

Wie Akutagawa selber in seinem Verweis auf (Ariwara no) Narihira klarstellt, war der Sumidagawa bereits seit langer Zeit in japanischer Kunst und Literatur gefeiert worden. Das Nō-Stück des Dramatikers Kanze Motomasa, auf welches

er ebenfalls anspielt, stammt aus dem frühen 14. Jahrhundert. In den 1840er Jahren fertigte der Holzdruck-Künstler Andō Hiroshige seine *Acht Ansichten des Sumida in Edo*. 1909 veröffentlichte der in Yamanote geborene, aber selber in das Leben und die Kultur des Flusses vernarrte Nagai Kafū seine Novelle *Sumidagawa*.⁷

Das Wasser des Großen Flusses

Der Stadtteil, in dem ich geboren wurde, liegt nahe dem Ufer des Großen Flusses. Wenn man aus dem Haus tritt und die von frischen Buchenblättern überhangenen und mit schwarzen Zäunen gefüllten Alleen von Yokoami hinter sich lässt, erreicht man bald das Ufer in Hyappongui,⁸ von wo aus man die Breite des Stroms überblicken kann. Seit ich ein kleines Kind war und bis zum Abschluss der Mittelschule habe ich fast jeden Tag diesen Fluss gesehen – Wasser, Bote, Brücken, Sandbänke, und das tägliche Treiben jener geschäftigen Menschen, die auf dem Fluss geboren werden und auf ihm leben. Mit zunehmendem Alter scheint es mir außerdem so, als ob ich mich noch genau an den Geruch des Wassers erinnern kann, den ich damals, als ich nachmittags im Hochsommer durch den brennenden Sand zum Schwimmunterricht stapfte, nur unbewusst eingeatmet habe.

Warum nur liebe ich diesen Fluss so sehr? Wenn ich so darüber nachdenke: Verspüre ich etwa eine so endlose Sehnsucht nach seinen lauen, schlammigen Wassern? Ich selbst tue mich schwer mit einer Erklärung. Seit jeher fühlte ich einfach jedes Mal, wenn ich dieses Wasser sah, eine schwer beschreibliche Mischung aus Trost und Einsamkeit, welche mich den Tränen nahe brachte. Es kam mir vor, als ob ich mich, von der Welt, in der ich lebe, weit entfernt, in einem Land voller wehmütiger Sehnsucht und Erinnerungen befände. Aufgrund dieses Gefühls, aufgrund dieses Trostes und dieser Einsamkeit liebe ich das Wasser des Großen Flusses mehr als alles andere.

Der silbergraue Dunst, das ölig-blaue Flusswasser, der ungewisse Seufzer eines Nebelhorns, die kastanienbraunen Dreieckssegel der Kohlschiffe – Was diese *Aussicht* doch für eine unstillbare Sehnsucht in mir wach rief und mein kindliches Herz wie die Blätter der am Ufer stehenden Weiden schaudern ließ!

Auch in den letzten drei Jahren, als ich in meinem Arbeitszimmer im Schatten eines Gehölzes in einem Vorort von Yamanote still ins Lesen versunken war, vergaß ich nie, wenigstens zwei, drei Mal im Monat dem Wasser des Flusses

⁷ Übersetzt ins Englische von Edward Seidensticker, Autor von *Low City, High City*

⁸ Wörtl.: „Hundert Haufen“. In der Edo-Zeit wurden etwas nördlich der Ryōgoku-Brücke Pfähle angehäuft um das Flussufer zu schützen.

einen Besuch abzustatten. Die Farbe des Wassers, unwillentlich bewegt und fließend, löst mein Herz, bis zur Qual gehetzt von pausenlos, aus der stillen Luft meines Arbeitszimmers entspringendem Reiz und Unruhe, auf, in einer traurigen, befreiten Wehmut, genau wie ein Pilger sie empfindet, wenn er von seiner langen Reise zurückgekehrt und wieder den Boden seiner Heimat betritt. Wegen dieses Wassers kann ich zum ersten Mal erneut in reinen und ursprünglichen Gefühlen leben.

Unzählige Male sah ich die auf das blaue Wasser blickenden Akazien, vom weichen Frühsommerwind umweht, tropfend ihre weißen Blüten fallen lassen. Unzählige Male hörte ich in nebligen Novemberrächten aus der Luft über dem dunklen Wasser den Ruf eines frierend zwitschernden Regenpfeifers. Alles was ich sehe, alles was ich höre, erneuert ausnahmslos meine Liebe zum Großen Fluss. Mein kindlich erregtes Herz zittert wie die schwarzen Flügel der Libellen, die der Fluss im Sommer gebiert, und ich reiße die Augen weit auf in Erstaunen. Besonders wenn ich in das schwarze Wasser starre, welches sich lautlos am Rumpf eines nächtlichen Fischkutters entlang schlängelt, und ich den Atem des zwischen Nacht und Wasser treibenden Todes spüre, werde ich von einer ungewissen Einsamkeit heimgesucht.

Jedes Mal, wenn ich den Strom des Großen Flusses sehe, werde ich umso wehmütiger an die Gefühle d'Annunzios⁹ erinnert, der überwältigt war von Leidenschaft für die Szenerie Venedigs, der Wasserhauptstadt Italiens, abends erfüllt vom Klang der Klosterglocken und den Stimmen der Schwäne, wo auf Balkonen Rosen und Lilien blühen und wo inmitten des bläulichen Scheins des wie auf den Meeresgrund gesunken Mondes die schwarzen Särgen ähnelnden Gondeln wie im Traum von einer Brücke zur anderen gleiten.

Die vom Wasser dieses Großen Flusses liebkosten Viertel an seinem Ufer sind für mich alle schwer zu vergessende Städte voller Nostalgie. Egal ob – von Azumabashi flussabwärts gehend – Komakata, Namiki, Kuramae, Daichi, Yanagibashi, oder auch Tadanoyakushimae, Umebori, Zokoami, oder die Flussseite von Yokoami. Aus den Lücken zwischen den weißen Wänden der sonnenverwöhnten Speicher, zwischen den dämmrigen Gittertürhäusern, und zwischen den Baumreihen aus silberbraun blühenden Weiden und Akazien hinterlässt das wie poliertes Glas blau-grünlich funkelnde Wasser des Großen Flusses seit jeher südwärts strömend in den Ohren der Menschen, die durch diese Viertel wandern, gemeinsam mit dem kühlen Geruch der Gezeiten bestimmt ein Echo voller Sehnsucht. Welche Wehmut in der Stimme dieses

⁹ Gabriele d'Annunzio (1863-1938) veröffentlichte *il Fuoco* (übers. Die Flamme des Lebens) 1900; Es handelt sich um ein zutiefst autobiographisches Werk, welches nicht nur Venedig preist, sondern auch Nietzsches Übermensch. Akutagawa kann es sehr wahrscheinlich in der englischen Übersetzung gelesen haben.

Wassers! Das Wasser, grün als ob es den Saft aus den Gräsern gepresst hätte, wäscht Tag und Nacht murmelnd, schmollend, schnalzend den Steinwall an seinen beiden Ufern. Ich bin nicht mit der Geschichte des alten Musashino, mit Lady Han¹⁰ und Narihira,¹¹ vertraut, aber viele *Jōruri*-Theaterschreiber der Edo-Zeit und später Kawatake Mokuami haben häufig das wehmütige Echo des einsamen Wassers des Großen Flusses wie auch die Glocken des Sensōji in ihre Geschichten eingebaut, um einer Mordszene die stärkstmögliche *Stimmung*¹² zu verleihen. Als Izayoi und Seishin¹³ sich in den Fluss warfen oder als Gennōjō Okoyo im geflochtenen *Torioi*-Kostüm¹⁴ sah, oder auch als der Kesselflicker Matsugorō an einem Sommerabend unter umherflatternden Fledermäusen mit seinen Werkzeugen beladen die Ryōkoku-Brücke überschritt,¹⁵ so wiederholte der Große Fluss genau wie jetzt auch sein betrübtes Flüstern gegenüber den Bootshäusern der Landungsbrücken, dem Schilf des Ufers, und den Schiffsbäuchen der Flusskähne.

Besonders wehmütig kommt mir der Klang dieses Wassers im Inneren einer Fähre vor. Sofern mich meine Erinnerung nicht trügt, gab es ursprünglich fünf Fahren zwischen Azumabashi und Shinōhashi. Von diesen fünf sind die drei Fahren von Komakata,¹⁶ Fujimi und Ataka irgendwann eine nach der anderen ausgesetzt worden, so dass heute nur noch jene zwei von Ichinohashi nach Hamachō und von Mikurabashi nach Sugachō wie früher verbleiben. Seit meiner Kindheit hat sich auch der Lauf des Flusses verändert, und die verstreuten, vom Schilf überwucherten Sandbänke sind spurlos versunken. Nur jene zwei Fahren mit den gleichen flachen Böden und den gleichen greisen Schiffern am Steuer überqueren auch heute noch ein paar Mal täglich unverändert das den Blättern der Weiden an seinen Ufern ähnlich grüne Wasser. Ich selbst bin oft, völlig ohne Grund, mit diesen Fahren gefahren. Das wohlige Gefühl, vom Wogen des Wasser sanft wie in einer Wiege geschaukelt zu werden, vermischt mit der Einsamkeit und dem Vergnügen auf der Fähre, geht mir unter die Haut, und zwar je später die Stunde desto eindringlicher. Gleich an der Außenseite der

¹⁰ Eine Anspielung auf das berühmte Nō-Stück Sumidagawa, in welchem Lady Han (Hanjo) sich von Kyoto aus auf die Suche nach ihrem Sohn begibt, welcher entführt worden ist. Als sie von einem Fährmann erfährt, dass er gestorben ist, wird sie von ihrer Trauer in den Wahnsinn getrieben.

¹¹ Ariwara no Narihira (825-880), ein Heian Höfling und bekannter Dichter, entflohe angeblich mit einer zukünftigen Kaiserin in die Grasebenen im Osten, wo die beiden gefangen wurden. Aus dem Exil erzählt er vom Sumidagawa.

¹² Im Original gebraucht Akutagawa das deutsche Wort, wenn auch in Katakana.

¹³ Eine Anspielung auf ein Kabuki-Stück von Kawatake Mokuami (1859), in welchem ein in Ungnade gefallener Mönch und seine Geisha-Liebhaberin sich bei Hyappongui in den Fluss stürzen. Tatsächlich ertrinkt keiner von beiden und die Geschichte geht in sieben komplizierten Akten weiter.

¹⁴ Eine Anspielung auf ein weiteres Kawatake-Stück, in welchem ein hochrangiger Samurai sich unsäglich in ein Mitglied einer Gruppe von Aussätzigen verliebt, die sich als fahrende Sänger und *Shamisen*-Spieler verdingen und markante „Vogeljagd“-Hüte tragen.

¹⁵ In einer Nacherzählung von Kawatake wirft der Kesselflicker Matsugorō seine Werkzeuge von der Brücke und entschließt sich, Räuber zu werden, was ihm ein erwartungsgemäß unglückliches Schicksal beschert.

¹⁶ Heutzutage: Komagata

niedrigen Schiffswand formt das geschmeidig grüne Wasser eine breite, wie matte Bronze glänzende Oberfläche und der Blick über sie wird nur vom entfernten Shin'ōhashi unterbrochen. Die Häuser an den Ufern sind bereits von der Abenddämmerung in ein einheitliches Mausgrau getaucht und hier und dort kann man durch den Nebel gelblich ein Licht hinter einer Papiertür scheinen sehen. Ab und zu kommt mit der Flut ein Frachtkahn oder zwei den Fluss hinauf, die aschfahlen Segel auf Halbmast gesetzt, aber diese Schiffe sind so ruhig, dass man nicht einmal erkennen kann, ob sich überhaupt jemand am Ruder befindet. Gegenüber diesen stillen Segeln und dem Geruch dieser grün und eben strömenden Flut verspüre ich aus irgendeinem Grund stets die gleiche unbeschreibliche Einsamkeit, wie als ich Hofmannsthals *Erlebnis*¹⁷ las, während zugleich in meinem Inneren das Wispern des Stromes meiner Gefühle die gleiche Melodie zu singen scheint wie das Wasser des Großen Flusses, welches unter dem Nebelboden dahinfließt.

Und doch ist es nicht nur der Klang des Wassers des Großen Flusses, welcher allein mich zu sich hinreißt. Mir kommt es vor, als ob das Funkeln des Wassers dieses Flusses eine Glätte und Wärme beherbergt, welche andernorts nur schwer zu entdecken ist.

Das Grün beispielsweise, welches das Meer in seinem Wasser sammelt, wiegt wie Jasper viel zu schwer. Die Farbe des Wassers flussaufwärts, wo man das Kommen und Gehen von Ebbe und Flut nicht im Geringsten spürt, glänzt hingegen smaragdfarben, viel zu leicht und viel zu dünn. Nur im Wasser des breiten Stromes in der Ebene, wo sich Süß- und Salzwasser treffen, scheinen sich kaltes Blau und eine schlammig-gelbe Wärme zu einer vermenschlichten Nähe und, in menschlicher Ausdrucksweise, *lebensechter*¹⁸ Wehmut zu vermengen. Vor allem wenn der Fluss still die an rotbraunem Lehm reiche Kantō-Ebene passiert und durch die große Metropole der „östlichen Hauptstadt“ Tokyo zieht, nimmt das schlammige faltige Wasser, störrisch und schimpfend wie ein greiser Jude, eine zutiefst ruhige Farbe an, voller Schwermut und sanfter Berührung. Und obwohl es durch die Stadt fließt, so ist dieses Wasser, vielleicht weil es ohne Unterlass direkt mit dem Mysterium genannt „Meer“ verkehrt, nicht so dunkel wie jenes eines Kanals, der Fluss und Fluss verbindet. Es schläft nicht. Irgendwie scheint es mir, als ob es sich bewegt, weil es lebt. Weiterhin scheint es mir, als ob die Richtung, in die es sich bewegt, die sich ohne Anfang und Ende erstreckende Ewigkeit wäre.¹⁹ Die Freude, mit der das wie Duftöl

¹⁷ Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) veröffentlichte *Erlebnis* 1892. Seine Themen sind Sehnsucht, dunkle Wasser, Schiffe, Segel, und (verheißungsvoll) Tod. (...Aber seltsam!/ Ein namenloses Heimweh weite lautlos/ In meiner Seele nach dem Leben, weinte,/ Wie einer weint, wenn er auf großem Seeschiff/ Mit gelben Riesensegeln gegen Abend/ Auf dunkelblauem Wasser an der Stadt, Der Vaterstadt vorüberfährt...“)

¹⁸ Akutagawa benutzt im Original das englische Wort „lifelike“ (in Katakana).

¹⁹ Im Original benutzt Akutagawa die buddhistische Wendung (*mushi-mushū*, wortwörtlich „kein Anfang, kein Ende“). Zugleich gebraucht er *eien*, einen Terminus aus der Meiji-Zeit, der gebraucht wurde um das westliche

grüne Wasser zwischen Azumabashi, Umayabashi, und Ryōgokubashi den Granit und Lehm der großen Brückenpfeiler umspült, brauche ich erst gar nicht erwähnen. In Ufernähe spiegelt das Wasser die weißen Papierlampen der Bootshäuser und die silbernen Unterseiten der Weidenblätter und ab und zu durch ein Schleusentor gehindert oder den Flügelschlag ängstlicher Enten gestört, fließt es den roten Hibiskusblüten zuseufzend unter menschenleeren Küchen leise glänzend durch den von lauen Shamisen-Klängen erfüllten Nachmittag, was der Farbe dieses würdevollen Stromes eine unmöglich zu beschreibende Wärme verleiht. Auch wenn das Wasser des Flusses bei Ryōgokubashi, Shin'ōbashi und Eitaibashi sich mehr und mehr der Mündung nähert, und, sich mit dem dunklen Indigo der warmen Flut färbend, unter der von Lärm und Schmutz erfüllten Luft die weiß entzündete Sonne wie grelles Blech widerspiegelt, während es lustlos die mit Kohlen beladenen Schuten und die altmodischen Dampfschiffe, deren weiße Farbe weitgehend abgeblättert ist, hin und her wiegt: Die Wärme in der Farbe des Wassers der Stadt, in welcher das Atmen der Natur und der Menschen aufeinander treffen und sich sogleich vereinen, erlischt nicht so einfach wieder.

Besonders im Sonnenuntergang verleihen der über dem Fluss stehende Wasserdampf und das fahle Licht des stetig dunkler werdenden Abendhimmels dem Wasser des Großen Flusses einen kaum in Worte zu fassenden, seltsamen Ton. Während ich, einsam den Ellbogen gegen den Rumpf einer Fähre gelehnt, gedankenverloren die bereits vom Nebel der Abenddämmerung bedeckte Wasseroberfläche überschaue, läuft mir unwillkürlich eine Träne die Wange herunter als ich im Himmel über den Häusern jenseits des dunkelgrünen Wassers den großen, roten Mond hervorkommen sehe, ein Erlebnis, das ich wohl mein Leben lang nicht vergessen werde.

„Jede Stadt hat einen ganz eigenen Geruch. Der Geruch von Florenz ist einer aus weißen Irisblüten, Staub, Nebel, und dem Firnis alter Gemälde“ (Mereschkowski).²⁰ Falls mich jemand nach dem Geruch Tokyos fragen sollte, so würde ich nicht zögern zu antworten, es sei der Geruch des Großen Flusses. Es ist nicht nur eine Frage des Geruchs: Die Farbe des Wassers des Großen Flusses und sein Klang sind zweifellos die Farbe und die Stimme Tokyos. Aufgrund dieses Flusses liebe ich Tokyo, und aufgrund Tokyos liebe ich mein Leben.

Später habe ich gehört, dass die Fähre von Ichinohashi nicht mehr existiert. Auch die Fähre von Mikurabashi wird wohl bald eingestellt werden.

philosophische und theologische Konzept der Ewigkeit zu übersetzen.

²⁰ Dmitri Sergejewitsch Mereschkowski (1865-1941), aus dessen *Leonardo da Vinci* (1901) Akutagawa hier womöglich zitiert.

Anmerkungen zu „Erinnerungen eines Vagabunden“

Der Titel des Originals ist *Hyōhakusha no Omokage*, wobei das japanische Wort *omokage* etwas zweideutig „Bild, Spur, Erinnerung“ suggeriert. Die Geschichte, welche in Zeit und Raum mit den Reisen des Autors im vorigen Herbst übereinstimmt, wurde zuerst im November 1919 veröffentlicht, in *Shinshōsetsu* [Neue Romane], einem Literaturjournal, das unter anderem von Akutagawa Ryūnosuke herausgegeben wurde.

Zur Zeit von Tanizakis Aufenthalt in Tianjin waren die Verträge von Tianjin für nahezu ein halbes Jahrhundert in Kraft gewesen. Wie aus der ersten Karte ersichtlich ist, lag die französische Konzession direkt östlich der japanischen und westlich der britischen Konzession, und die Rue du Baron Gros verlief nördlich zum Wasser.

Erinnerungen eines Vagabunden

Es war letztes Jahr um die gleiche Zeit – zwei Uhr nachmittags am 25. Oktober. Zu der Zeit hatte ich ein Zimmer im Imperial Hotel in der französischen Konzession und genau an diesem Tag, in dieser Stunde, nach ein paar Erledigungen bei der örtlichen Bank von Korea, spazierte ich ohne besonderen Grund durch die Umgebung. „Durch die Umgebung“ – das soll heißen durch den prächtigsten und schön gepflegten Teil von Tianjin, wo es einem vorkommt, als wäre man plötzlich in einer europäischen Metropole, weswegen ich dort außergewöhnlich gerne spazieren ging.

Ich war also an der Ecke der Bank von Korea in die Rue du Baron Gros²¹ abgebogen und dabei, mir auf meinem Spaziergang die Schaufenster der in dieser Straße verstreuten Gemischtwarenläden anzuschauen. Aus der entgegengesetzten Richtung sah ich einen Mann, der mit müdem Schritt tatterig auf mich zu stolperte. Dieser Mann war um die fünfzig, schlank und lang, aber mit breiten Schultern und robustem Skelett, kräftig gebaut und seine dicken rauhen und knöchigen Finger, großen Handflächen und von der Sonne wie Pergament rötlich-braun gebrannten Handrücken am Ende seiner Arme, die kraftlos an seinem Körper herunter hingen, als ob sie nicht so recht zu ihm gehörten, sahen sehr nach Arbeiter aus, jedoch unterschied sich seine Kleidung von der der Träger in dieser Gegend und zudem sah er für einen Arbeiter zu schmutzig und heruntergekommen aus und ähnelte deshalb eher einem Bettler. Über einem

²¹Im Original ist dies fälschlicherweise als *バロン、デュ、グロウ街* geschrieben, also als ob es die „Rue Baron du Gros“ wäre. Baron Gros, ein französischer Diplomat, handelte den Vertrag von Tianjin aus, zusammen mit Lord Elgin (1811-1863), geschmäht für die Zerstörung des Alten Sommerpalastes (圓明園) 1860.

alten gestrickten Hemd, welches recht zerschlissen war und seine freie Brust zeigte, trug er eine fleckige braune Cordjacke und die weite lange schwarze Wollhose, welche die Fersen seiner Schuhe verdeckte, war mit Schlamm und Farbflecken übersät. Seinen Kopf krönte ein ausgefranster, bereits dunkel verfärbter Strohhut, unter welchem üppiges Haar hervorquoll und in einen Bart mündete. Selbstverständlich hatten sowohl seine Hose als auch seine Schuhe Löcher, durch welche man die Haut seiner Schienbeine und Füße sehen konnte, die voller feiner Falten war, als ob sie ausgetrocknet und rissig wäre, und so statt an die Haut eines Menschen eher an die Rinde einer Kiefer erinnerte. Aus dieser Beschreibung wird der Leser, da wir uns in Tianjin befinden, wohl kaum ableiten können ob es sich bei diesem Mann um einen Chinesen oder einen Europäer handelt. Ehrlich gesagt war es auch mir nicht möglich in jenem Augenblick, als wir uns passierten, zu erkennen, woher er wohl kam, so sehr war sein Gesicht ausgezehrt und hohl und so von Bart überwuchert, dass man kaum die Konturen ausmachen konnte und außerdem noch völlig ungewaschen und verdreckt. Dennoch konnte ich mit etwas Mühe aus der tiefen Schwärze seiner Pupillen, Augenbrauen und seines (von einigen weißen Haaren durchsetzten) Bartes immerhin ableiten, dass er Asiate sein musste. Ob Chineser, Japaner, oder Koreaner, das war mir nicht ersichtlich, aber er war zweifellos Asiate. Als ich ihn mir so genauer betrachtete, fiel mir auf, dass, auch wenn er wie ein Bettler aussah, irgendwo in seinen länglichen Gesichtszügen eine würdevolle Eleganz lag, und es nicht den Anschein hatte, als ob er bereits seit seiner Geburt eine solch niedere Existenz geführt hätte. Die zwischen pech-schwarzem Bart und Schmutz funkelnden Augen, die jetzt zwar leicht verformte Nase, welche aber den Eindruck machte, früher stolz und von eleganter Feinheit gewesen zu sein, solche Dinge findet man schwerlich im Gesicht eines Arbeiters oder Bettlers. Was mich besonders faszinierte waren jene Augen. Es waren Augen, die der Hauptfigur eines Romans oder Films hätten gehören können. Seine großen Pupillen in den eingefallenen Augenhöhlen im Schatten der Krempe seines dunklen Hutes strahlten mit einem seltsam schönen Glanz, und doch waren sie vollkommen ausdruckslos und verweilten sozusagen still wie Wasser in der Tiefe. Sowohl im Hinblick auf ihre Schönheit, als auch auf ihre Ausdruckslosigkeit trotz jener Schönheit waren es in Lumpen gewickelte Juwelen. Ob diese Ausdruckslosigkeit herrührte von der Trübheit der Erfahrung überwältigender Erschöpfung, von der Verträumtheit übermäßigen Alkoholenusses, oder von Schwachsinn oder einer fortschreitenden Lähmung – möglicherweise waren gar alle diese Dinge gemeinsam ihr Ursprung. Und doch wirkte das Funkeln in des Mannes Augen aufgrund seiner Ausdruckslosigkeit nur umso schöner. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und schaute sich wie plötzlich aus einem Traum erwacht den Verkehr um sich herum an. In solchen Momenten tauchte kurz eine unbeschreibliche Melancholie in seinen milden

Augen auf. Dies jedoch schien keineswegs ein Ausdruck seiner selbst zu sein, denn seinem Blick mangelte es so sehr an Leben, dass man meinen konnte, es käme von irgendwoher ein dunkler Schatten, wie der, den eine Wolke auf die Oberfläche eines stillen Sees wirft, und lege sich finster über seine unschuldig klaren Augen. Jedenfalls war ich seit dem ersten Blick von diesem Mann fasziniert und folgte seinem Pfad, mal hinter ihm, mal vor ihm.

Als der Mann die bereits erwähnte Rue du Baron Gros mit stolpernden Schritten, wie auf Stelzen ein Bein vor das andere setzend, durchquert hatte und an der Straßenecke angekommen war, blieb er erneut stehen und es sah so aus, als ob er still dem Verkehr nachschaute, während sich die bekannte Finsternis über seine Augen legte. Bis hierhin war er einfach den Straßenbahnschienen nachgefolgt, aber da diese nun nach links abbogen, schien er darüber nachzugrübeln, ob auch er abbiegen oder aber weiter geradeaus der Straße folgen sollte. Nach nicht mal einer Minute fing er jedoch erneut an, dem Verlauf der Hauptstraße zu folgen. Es sah so aus, als ob abzubiegen zu mühselig gewesen wäre, und so bewegte er sich weiter vorwärts, geradewegs als ob er dorthin gezogen würde. Das Herbstwetter im Norden Chinas ist gewöhnlich Tag für Tag vollkommen still und klar, doch an jenem Tag wehte ausnahmsweise ein lauer Südwind, aber auch ohne diesen ließen die launigen Wolkenklumpen, die ab und zu in den Himmel über den Schornsteinen von Tianjin aufstiegen, schnell wieder das helle Sonnenlicht durchscheinen und zogen wie ins Nichts vorüber.

Während der Wind eng über die breite Straße kroch, formte er drehend Wirbel, und obwohl es den Anschein hatte, als ob er von unten aufwärts wehte, fand sich kein Staub, der von der mit Asphalt bedeckten Straße aufstieg, sondern im Gegenteil glänzte die flache, harte Oberfläche spiegelglatt, gerade so, als ob sie vom Wind gewaschen wäre. Wenn sich auf diesem sauberen Asphaltweg irgendetwas Schmutziges bewegte, dann waren das höchstens die Beine des auf ihm wandelnden Mannes. Fürwahr waren die Schuhe, mit denen er den Boden betrat, weit schäbiger als der betretene Boden. Zweifellos war er selber sich dieser Tatsache keineswegs bewusst, sondern ging bloß mühselig den glatten, harten Weg voran, seine schweren Fersen schleifend und fast vorwärts fallend. Falls der Mann tatsächlich ein Bettler gewesen wäre, so hätte er sich die zum Betteln ungünstigste Straße ausgesucht. Hier, in der ohnehin unglaublich ruhigen französischen Konzession, wo nicht mal Züge fahren, gab es nämlich bloß große Backsteingebäude mit Banken und Konzernen, welche auch tagsüber unbelebt dastanden, und auch wenn sich mal ein Geschäft fand, so waren dies ausnahmslos hochragende Warenhäuser, festungsgleich gebaut, und zum Betteln denkbar ungeeignet. Auch wenn er einen Platz zum Verschnaufen gesucht hätte, so war auf der breiten, blitzblank polierten Asphaltstraße in der Umgebung kein Ort zu sehen, welcher seinem schmutzigen Hosenboden Platz geboten hätte, ja nicht einmal ein Stein, auf den man sich hätte niederlassen können. Die einzigen

Passanten waren hauptsächlich gepflegte Europäer, und ab und an zog mal eine elegante schwarz lackierte Pferdekutsche vorbei, deren Pferdegespann die Hufe über den Asphalt klappern ließ. Einzig die in zwei oder drei Schaufenstern so prächtig ausgestellten, auffällig bestickten Kimono, die grellen westlichen Damenkleider oder die Pelzmäntel und -schals, die an die verführerischen Umrisse solcher Frauen, die jene Kleider tragen, erinnerten, verliehen dieser monotonen Gegend einen Hauch von Heiterkeit. Der Mann aber schritt weiter voran, als sei er völlig unberührt von diesen Dingen, die leeren Augen weit geöffnet und gen Himmel gerichtet, bis er schließlich die breiten Schultern anhub und einen anscheinend erleichterten tiefen Seufzer von sich gab. Vor ihm endete nun die einsame Straße und es erstreckte sich die belebte Uferstraße am Pei-ho.²²

Der Mann begab sich dorthin, und während er im Schatten der am Uferwall wachsenden Platanen verweilte, sah es eine Zeit lang so aus, als ob er von der aufrüttelnd lebhaften Umgebung völlig hingerissen wäre. Dort, wo der Fluss unter der Internationalen Brücke hindurchfloss, begann der am großstädtischsten ausschauende und klingende Teil Tianjins. Am Flussufer lagen Dampfschiffe mit einer Masse von zwei- bis dreitausend Tonnen vor Anker, ihre riesigen Flanken lückenlos aneinandergereiht und vor ihnen in Mattenbinse gewickelte Frachtstücke und weiße Säcke voller Baumwolle berghoch gestapelt, welche viele Träger Stück für Stück aufschulterten und davon trugen. Verschiedenste Firmen, wie die New York Standard Oil Company oder die Asiatic Petroleum Company hatten hier nebeneinander ihre Warenhäuser und am gegenüberliegenden Ufer ragten die Öltanks dieser Firmen still in den Himmel, höher noch als die Masten der den Fluss begrabenden Dampfschiffe. Die Tanks, rund geformt wie Manju-KlöÙe, waren in weißer oder gelber Farbe angestrichen auf welcher in fetten Buchstaben groß und schwarz der Firmenname geschrieben stand. Über dem größten Tank, auf dem in gothischen Lettern der Schrifzug BRUNNER ALKALI MANUFACTURING Co. prangte, strahlte die Abendsonne rot und klar, und neben ihm waren Kohlen zu einem riesigen Berg aufgehäuft, auf welchem sich Arbeiter wie Ameisen aufgereiht hatten. Inmitten des pausenlosen Ratterns der Ketten der von den Schiffen Fracht herunterladenden Kräne tummelten sich beschäftigt Eisträger, Wagen, auf denen Pelze transportiert wurde und Sprengkutschen. Am Flussufer befanden sich fünf oder sechs notdürftig aus Mattenbinse aufgestellte Hütten, welche den Trägern, die sich dort sammelten, billige Süßigkeiten aßen und Tee tranken, als Raststätte dienten. Verglichen mit dem im Schatten der Platane stehenden Mannes waren die Gesichter der Träger jedoch voll lebendiger Vitalität. Der Mann schaute den Ladungen der Wagen, die vor ihm vorbeizogen und Früchte verkauften, neidisch nach, bevor er auf einmal neben einer der Hütten einen Haufen Ziegel entdeckte,

²²Bái Hé in Pinyin (白河, „weiÙer Fluss“), heutzutage der Hǎi Hé (海河, „SeeÙuss“)

schwerfällig zu ihm hinüber ging und sich geradewegs, als ob er einen höchst vortrefflichen Sitzplatz gefunden hätte, dort niederließ. Daraufhin steckte er beide Hände in die Hosentasche und begann nach irgendetwas zu suchen. Womöglich hatte der Duft des Essens der Träger heftig seine Nase angegriffen und ihm war plötzlich aufgefallen, wie unsagbar hungrig er war. Doch es war offensichtlich, dass sich in jenen Taschen keine einzige Münze befand, also suchte er vielleicht überhaupt nicht nach Geld. Was seine rechte Hand schließlich statt Münzen hervorholte, war eine Pfeife, wie sie Seeleute eine haben. Diese steckte er sich tabaklos in den leeren Mund und paffte wiederholt daran. Vermutlich hoffte er so, zumindest teilweise, den Hunger zu bekämpfen.

Seit dem Moment, als er sich dort niedergelassen hatte, sah er aus, als ob er so ausgelaugt wäre, dass er sich kein Stück weit mehr bewegen könne. Seine Hände auf die Kniescheiben gelegt und die Handteller schlaff herunterhängend schien es, als ob er die in seinem Mund steckende Pfeife auf einmal vergessen hätte, und in Gedanken versunken starrte er leer auf den Boden vor sich. Am Grunde des von seinen Füßen keine zwei Meter entfernten Steinwalls floss das Wasser des „weißen Flusses“ Pei Ho, im Widerspruch zu seinem Namen schmutzig wie ein Sumpf und so gefärbt, als ob der in den Himmel wuchernde Qualm in ihm gelöst wäre, unheimlich und träge dahin. Vielleicht vermochte diese Aussicht seinem Herzen irgendeine Regung zu versetzen, aber auf jeden Fall – der derzeitigen Wetterlage nicht unähnlich – verdunkelten wiederholt verschiedenste Schatten seine Augen, bevor sie sich erneut klärten. Jetzt füllten sich unwillkürlich seine Augen mit Glanz und Feuchte, so als ob sich in ihnen Tränen stauten, und es sah aus, als ob Trauer seine Brust befallen hätte, doch schon im nächsten Augenblick, bevor solch tragische Färbung überhandnehmen konnte, war alles verflogen und ihn überkam ein Trance-ähnlicher Gesichtsausdruck, als ob er einen ruhigen Traum träumen würde. Im einen Moment blickte er fast sanft wie eine Frau, dann wieder brannte in ihm das finstere Verlangen eines Hungergeistes, bevor wiederum ein durchtriebenes Funkeln, wie das eines Räubers, auffackelte und ebenso erlosch. Diesem rastlosen Treiben seiner Augen war er aber, wie schon erwähnt, wahrscheinlich selber nicht mehr Herr. Der Mann war womöglich jemand, der selbst den Willen, das Schicksal seines Untergangs zu beklagen, verloren hatte. Und so folgten nur seine Augen dem Trugbild seiner Vergangenheit von Umbruch und Umtreiben, und wahrscheinlich spiegelten sich ohne Pause verschiedenste Dinge in ihnen wieder. Jedenfalls sah es so aus, als ob sie restlos die Geschichte seines gescheiterten Lebens wiedergaben. Ich vermute, dass während er ernsthaft das Wasser betrachtete, sich dort wie in einem Kaleidoskop die fünfzig Jahre seines unglücklichen Lebens erneut abspielten.

Auch nachdem die im Westen untergehende Abendsonne den Schatten der Platanen um eine Fußlänge gestreckt hatte, machte der Mann, der immer noch

still den Kopf hängen ließ, keine Anstalten aufzustehen, aber nun kam ein seltsames Geräusch vom Fluss herüber, ein Knattern, so wie das der Zahnräder einer Maschine, und ich wandte mich in jene Richtung um. Es war das Geräusch der Internationalen Brücke, die angehoben wurde, um ein Dampfschiff passieren zu lassen. Vor dem Imperial Hotel an der Brücke versammelten sich nun am Überqueren gehinderte Menschen zu einer großen schwarzen Masse, und durch die stetig wachsende Menge kamen einige Straßenbahnwagen, Kutschen und Sänften energisch herangestürmt, aber auch diese waren dort gleichermaßen festgesetzt. Auf der eisernen Brücke, die auf ihrem Ziegelfundament balancierend durch die Leere empor schwebte, säuberten ein paar Arbeiter die Bodenbretter und fegten mit ihrem Besen Dreck in den Fluss. Der weggefegte Dreck verwandelte sich im sanften Fall in dichte Staubwolken, bevor er vom noch schmutzigeren Pei Ho verschlungen wurde. Es schien mir ein recht seltsames Geschehen, dass auch dieser schlammige Fluss schöne feine Wellen schlug, in denen man die widergespiegelten Strahlen der Abendsonne sehen konnte, die von der Wasseroberfläche funkelnd auf die Ziegel der Brückentürme geworfen wurden. Die Brücke richtete sich auf, bis ihre beiden Hälften parallel zum Uferlauf standen, verharrte so eine Weile und begann dann sich wieder mit lautem Hall in ihre ursprüngliche Stellung zurückzugeben. Im selben Augenblick als die beiden Uferhälften wieder vollständig miteinander vereint waren, wurde die wartende Menschenmenge zu einer Schlange, die begann sich auf die Brücke vorzuschieben.

Erneut drehte ich mich um und schaute zum auf dem Ziegelhaufen hockenden Mann hinüber. Ohne jegliche Regung saß er unverändert mit der Pfeife im Mund dort und starrte schweigend in das schlammige Wasser zu seinen Füßen.

Charles De Wolf, Vorstandsmitglied der Asiatic Society of Japan, ist Professor an der Keio Universität. In den letzten Jahren hat sich der gelehrte Linguist dem Studium und der Übersetzung japanischer Literatur, sowohl klassischer als auch moderner, zugewandt. Seine Sammlung übersetzter Geschichten von Akutagawa Ryūnosuke (*Mandarins*) wurde 2007 bei Archipelago Books (New York) veröffentlicht.

Eike Exner, Studium der Literaturwissenschaft in Tokyo an der Waseda- und Sophia-Universität und derzeit an der Harvard-Universität in Cambridge. Im Sommer 2007 Praktikant bei der OAG.